

Es war zu ertragen. Es war gebannt durch einen einzigen Menschen. — Wir leben in einem Museum. Die edelsten Dinge und Geister aus der ganzen Welt wählen wir uns aus, mit uns zu leben. Das alles war nicht Vergangenheit. Das alles war Blut von unserem Blut.

In den drei Sprachen von Frau Evas Bibliothek drangen die Sprachen und Stimmen der ganzen Erde herein. Ihre Bücher lebten in dieser Frau. Meer und Wüste, Dschungel und Eiswelt. Tibet und Atlantis, Azteken und Hellenen. Laotse und Johannes. Lionardo und Tycho. Parazelsus und Franziskus. West-östlicher Diwan und Eichendorff. . .

Das alles waren wir. Zahllose Figuren und Gestalten in uns. Die Weite und Vielfalt: wir.

Lebte diese Zeit nur von den vergangenen Zeiten? Hatte sie nichts Eigenes? Sammelten sich einmal alle Geister der Erde, alle Gestalten, alle Götter in einer Zeit, im Blut einer Epoche, im Bewußtsein einer Gegenwart — ehe wieder einmal eine große Verwandlung kam? . . .

Da sagte die Schauspielerin ein paar Verse aus der ersten Duineser Elegie von Rilke:

„ . . . Denn das Schöne ist nichts,
als des Schrecklichen Anfang, den wir noch gerade ertragen,
und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh,
uns zu zerstören . . .“

Es war so, als gäbe jemand, der alles überschaut, eine Antwort. Und Frau Eva hörte zu wie ein Mensch, der diese Worte braucht, um etwas sehr Großes und Schmerzliches zu verstehen.

„So wie sie den Spiegel brauchen,“ sagte einer zu Frau S., „so brauche ich das Horoskop der Astrologie. Man muß Mut haben in beide schauen zu können. Aber ich will zugeben, daß ich mich zu sehr ausgeliefert fühle. Das ist schrecklich und wunderbar zugleich.“

„Sind wir in Gottes Hand?“ fragte die Frau zurück.

„Ich weiß es nicht,“ erhielt sie zur Antwort.

„Wenn es nur mehr Gemeinschaft gäbe!“ sagte der Fünfte. „Aber es gab nie eine tiefere Vereinsamung. Und jedes muß sein eigenes Leben leben, als gäbe es nur dies. Muß eine eigene Philosophie, Religion, Kunst schaffen, als hätte es das nie vorher gegeben. Was gehört denn uns, die wir hier freundschaftlich beieinander sitzen, an Gemeinsamem! Wir achten uns, vielleicht lieben wir uns. Wir verständigen uns über sehr viele Dinge. Vielleicht gehört uns nur diese Stunde der Nacht gemeinsam, in der wir uns zuhören und unsere einsamen Gedanken denken, bedroht schon unter der Haut vom stumm getragenen Leiden . . .“

Alle saßen regungslos. Ich sah die vier Gesichter der Freunde. Die Augen waren einem Unsichtbaren zugewendet. Welches Leben drängte aus diesen vier Menschen! Mein eigenes Gesicht konnte ich nicht sehen. Da schlug die Uhr. Es war Zeit zu gehen.

Alfred Günther, Dresden